



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

George Sand im Kriegsjahr 1870.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

daß wir geduldig noch ferner die Entwicklung der Dinge abwarten wollen," so faßt N. das Ergebnis zusammen.

Die nächsten Tage schon sollten die Unmöglichkeit, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, klar erweisen. Schon am 26. April wurde dem Hause eine bairische Note (vom 23. April) des Inhalts mitgeteilt, daß die Regierung, gestützt auf das frühere Botum ihrer beiden Kammern, die Reichsverfassung, besonders soweit sie das preußische Erbkaisertum und die Ausschließung Österreichs betreffe, nicht anerkenne. An demselben Tage kam die Nachricht, der König von Preußen habe definitiv abgelehnt. Das war zwar formell verfrüht — die betreffende Erklärung datirt erst vom 28. April —, aber thatsächlich vollkommen richtig, denn auch Beckerath's Versuch, ihn umzustimmen, war vergeblich gewesen.*) Dann langten die Meldungen von der Auflösung der Kammern in Hannover (25. April) und Berlin (27. April) an, und auch in Sachsen drängten die Dinge zur Krisis: bereits am 24. hörte man in Frankfurt, das dortige Ministerium sei gestürzt. Thatsächlich wich es dem Mißtrauensvotum beider Kammern bekanntlich nicht, vielmehr wurde am 28. April auch hier die Auflösung des Landtages ausgesprochen. Die Regierungen der meisten größern Staaten thaten also eben das Gegenteil dessen, was die Nationalversammlung von ihnen gefordert hatte.

(Schluß folgt.)



George Sand im Kriegsjahre 1870.



ie Sammlung der Briefe George Sands (George Sand, Correspondance 1812—1876. Paris, Callmann Levy), welche mit dem sechsten Bande zum Abschluß gediehen ist, muß ohne Frage den interessantesten und gehaltreichsten französischen Publikationen des letzten Jahrzehnts zugezählt werden und verdient eine weit größere Verbreitung als die „sensationellen“ Erscheinungen, mit denen man uns von Paris her zu beglücken pflegt. Daß die Sammlung solche Verbreitung bisher nicht gefunden, dünkt uns nur zu gewiß, denn selbst diejenigen Briefe der großen Schriftstellerin, die, wie es im barbarischen Zeitungsstil heißt, „das volle Interesse der Aktualität“ haben, haben wir selten besprochen und erwähnt gefunden. Welch eine Fülle interessanter Einzelheiten, nicht nur zur Charakteristik

*) Am 26. April. Vgl. G. Freitag, Karl Mathy, S. 306.

der bedeutenden, in ihrer Art einzigen Frau, sondern auch zur französischen Literatur- und Kulturgeschichte der letzten Jahrzehnte, zur Kenntnis der Stimmungen und Urteile in den bedeutendsten französischen Lebenskreisen, bietet gleichwohl diese Korrespondenz vom ersten bis zum letzten Teil! Eine besondere und sehr charakteristische Episode, welche sich aus George Sands Briefen ergibt, bilden die Erlebnisse der Dichterin im Kriegsjahre von 1870 zu 1871. Je weniger wir im ganzen noch von den Wirkungen wissen, welche der deutsch-französische Krieg auf das Dasein der Einzelnen und der Familien in Frankreich gehabt hat, je einseitiger gewisse Darstellungen ihre eignen Tendenzen der gesamten französischen Gesellschaft unterlegen, umso anziehender und wichtiger erscheinen uns die Briefe, welche George Sand zwischen dem Juli 1870 und dem März 1871 von ihrem stillen Landsitz Nohant aus geschrieben hat, unmittelbare Zeugnisse aus sturmvoller und dunkler Zeit, nicht ohne leidenschaftliche Aufwallungen und falsche Gesichtspunkte in der Beurteilung der Dinge, aber aus der vollen Wahrheit einer großen und unverkümmerten Natur stammend.

George Sand, welche in den dem Kriege unmittelbar vorausgegangenen Jahren ihre unverminderte Schöpfungskraft durch eine ganze Reihe von neuen Romanen, unter ihnen „Der Marquis von Billemer,“ „Mademoiselle La Quintinie,“ „Laura,“ „Herr Sylvester,“ „Die letzte Liebe,“ „Malgrétout,“ bewährt und auch einige späte Theatererfolge errungen hatte, lebte im Juni und Juli 1870 auf ihrem vielgenannten Landgute Nohant. Dies Gut, im alten Herzogtum Berry, in der Nähe des Städtchens La Châtre gelegen, von dem George Sand selbst sagt, daß sie daselbst aufgewachsen sei, fast ihr ganzes Leben dort zugebracht habe und dereinst dort zu sterben wünsche (ein Wunsch, der bekanntlich am 7. Juni 1876 in Erfüllung gegangen ist), hat in der Entwicklung der französischen Dichterin vollständig die Rolle eines Jungbrunnens gespielt. Dem Aufenthalt auf diesem Gute, dem Besitz desselben hatte es George Sand vorzugsweise zu danken, daß in ihr, neben den Einflüssen einer gährenden, wildverwornen Zeit, ein ewiges, allgiltiges Element lebendig blieb, daß sie sich, trotz aller Leidenschaft und Reflexion, der Natur und den einfachsten Grundempfindungen des Daseins niemals völlig entfremdete, daß sie jederzeit einen Blick für gewisse gesunde Realitäten bewahrte. Die innige Liebe, die sie für den ererbten Fleck Erde in allen Lagen ihres Lebens bethätigte, hing mit den besten Seiten des Naturells der großherzigen und phantasievollen Frau zusammen. Sie war mit dem Hause und der Landschaft, den Schauplätzen ihrer Kindheit verwachsen. „Der Ertrag des Gutes ist gering, die Wohnung ist einfach und bequem, und die Umgebungen sind ohne Schönheit, obwohl Nohant im Mittelpunkt der Vallée noire, einer weiten, schönen Thallandschaft, gelegen ist. Aber gerade diese Lage in dem flachsten, niedrigsten Teile des Thales, inmitten eines fruchtbaren Weizenbodens, beraubt uns der reichen Abwechslung und der umfassenden Aussicht, welche die Abhänge und Höhen gewähren. Aber wie dem auch sei, sie gefällt uns, und

wir lieben sie. Diese durchfurchte, fette, braune Erde, diese mächtigen Aufsbäume, die schattigen Wege und das wilde Gesträuch, dieser grasbewachsene Kirchhof, der kleine, mit Ziegeln gedeckte Glockenturm, die antike Halle, die großen morschen Ulmen, die kleinen Bauernhäuser, umgeben von hübschen Hecken, Weinlauben und grünen Hanffeldern — alles dies wird dem Auge angenehm und der Erinnerung teuer, wenn man lange in der friedlichen, bescheiden und stillen Umgebung gelebt hat.“ Die altgewohnte Idylle teilte die Dichterin in den heißen Sommertagen 1870 mit ihrem Sohne Maurice Dudevant (Sand), der gerade in den letzten Jahren sich gleichfalls der Literatur zugewandt hatte, mit ihrer Schwiegertochter Vina und deren Kindern. Sie hatte das plötzlich heraufziehende Kriegswetter vom ersten Tage an mit geteiltem Gefühl betrachtet. Ihr Haß gegen das Kaiserreich, der vom Staatsstreich herstammte, hatte durch lange Jahre hindurch wohl geschlummert, war aber niemals erloschen. George Sand hatte in gewissen Fällen, wo es sich um Wohlthätigkeitszwecke handelte, sich als getreue Unterthanin an Ihre Majestät die Kaiserin Eugenie gewandt, sie hatte sogar eine freundschaftliche Beziehung zum Prinzen Jerome Napoleon, den „roten Prinzen,“ unterhalten und durch Vermittlung desselben das geistvolle Erstlingsbuch ihres Sohnes Maurice Masques et bouffons dem Schwiegervater des Prinzen, dem Könige Victor Emanuel von Italien, überreichen lassen. Sie lebte zuviel in der Provinz, um nicht zu wissen, daß während der fünfziger und sechziger Jahre die Herrschaft Napoleons des Dritten bei der Landbevölkerung populär war, und redete sich nicht in die Verbissenheit vieler ihrer Gefinnungsgenossen hinein, die weder den persönlichen Eigenschaften des Kaisers, noch den besten Regierungsakten desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen konnten. Sie hatte eine Zeitlang geglaubt, einen abermaligen Umschwung der Dinge nicht mehr zu erleben. Doch seit in den letzten sechziger Jahren die lange Agonie des zweiten Kaiserreiches begann, regten sich die republikanischen Überzeugungen der Dichterin wieder stärker. Sie bewährte den Instinkt romanischer Naturen, den Sturz einer Sache oder einer Familie lange vorauszuempfinden, und der Ausfall des Plebiszits von 1870 setzte sie, wie tausende ihrer Gefinnungsgenossen, in unruhige Bewegung und Erwartung, ohne daß sie gerade eine Straßenrevolution in Paris wünschte. Bei der Kriegserklärung gerieten ihr französischer Patriotismus und ihr gesunder Menschenverstand, ihre Lust am kriegerischen Ruhme Frankreichs und ihre Sehnsucht nach dem Ende der kaiserlichen Herrschaft in wunderbare und schwere Konflikte. Von vornherein war George Sand wie beinahe alle Franzosen ohne Ahnung, daß die gegen „Preußen“ abgegebenen Erklärungen ganz Deutschland in Harnisch bringen würden, und hielt den Weltkampf für einen reinen Kabinettskrieg. Aber sie begriff die ganze Thorheit des Pariser Kriegesfiebers. Am 14. Juli 1870 schrieb sie von Mohant aus an Edmond Plauchut (welchem sie kurz zuvor ihre Erzählung „Malgré tout“ zugeeignet hatte): „Wenn dieser schöne Enthusiasmus

aufrichtig ist, ist Paris toll. Ich verstehe den Chauvinismus, wenn es sich darum handelt, ein Land zu befreien wie Polen oder Italien, aber zwischen Frankreich und Preußen giebt es in diesem Augenblicke nur eine Frage der Eigenliebe, man will wissen, wer das beste Gewehr hat. Die Ehre Frankreichs ist in dem diplomatischen Zwischenfall nicht engagirt, ich meine und ich würde darauf schwören, daß es nur die Polizei ist, welche die Marseillaise in euern Straßen anstimmt, und die Gimpel pfeifen ihr nach. Ich bin nicht der Dupe deiner politischen Vorurtheile, schöner Herr, du läufst einer Dirne nach, nichts weiter. Thue, was dir gefällt, aber treib's nicht zu weit, belustige dich rasch und erwache rasch!" Und in weniger burschikofem Tone ließ sie sich an demselben Tage gegen Madame Edmond Adam in Paris vernehmen: „Flauchut schreibt mir, daß Paris vor Begeisterung brülle. Das ist in der Provinz nicht der Fall. Man ist betroffen, man läßt sich nicht irreführen, man sieht nicht die Spur einer nationalen Ehrenfrage, aber ein thörichtes und widriges Gelüst die Flinten zu versuchen, ein Fürstenspiel. Die Familien zittern für ihre Kinder, und die jungen Leute werden nicht durch die Überzeugung begeistert, daß das Vaterland in Gefahr sei. Die Marseillaise in der Luft des Kaiserreichs singen dünkt uns eine Entweihung. Nun, wir werden ja sehen, aber ich weißsage viel Schlimmes von dem Drama, das sich vorbereitet, und ich sehe ganz das Gegentheil eines Schrittes zum Bessern. Ich bin sehr traurig, und diesmal regen sich mein alter Patriotismus und meine Vorliebe für den Tambour nicht. Die Republikaner, welche Fehler auf Fehler häufen, haben die Regierung zu einem Exzeß der Reizbarkeit getrieben, welcher leicht zu deren und nicht zu ihrem Vorteil ausschlagen kann. Jedermann wird betrogen sein. Man muß seine Stellung nehmen und die Schande bis auf die Hefe leeren. Wenn die Schale trocken sein wird, wird sie sich mit neuem Wein füllen, ich zweifle nicht daran, ich zweifle nicht an der Zukunft, aber die Gegenwart ist sehr häßlich, und man braucht Mut, um sich zu fügen, ohne zu lästern.“

Man merkt diesen Ausrufen an, daß die bedeutende Frau von einer doppelten Empfindung bewegt ward. Sie fühlte die widersinnige Trivialität des Kriegsvorwandes, die Gemachtheit des Pariser Siegesrausches, die Unwahrheit des angeblichen nationalen Aufschwunges. Daneben kannte sie ihre Landsleute, sie wußte, daß eine siegreiche Schlacht am Rhein, der Erwerb auch nur von Luxemburg und einem Stück Rheinbaiern den Kaiser wieder in einen allmächtigen Triumphator verwandelt hätten. Sie wußte nicht, wie es auf deutscher Seite stand, und daß selbst von einem solchen mäßigen Erfolge nicht die Rede sein könne. Aber einer bösen Ahnung erwehrte sie sich umsoweniger, als sie auch im Sieg nur ein Übel sah. Die Zeit schien ihr nicht zum Kriegsführen angethan. Am 26. Juli meldete sie ihrem Freunde und Kollegen Gustave Flaubert aus Rohant: „Wir haben hier 40 bis 50 Grad Wärme im Schatten. Man zündet die Wälder an, eine zweite barbarische Dummheit [der Krieg war

Grenzboten II. 1885.

die erste]. Die Wölfe kommen in unsern Hof, aus dem wir sie nachts verjagen, Maurice mit einem Revolver und ich mit einer Laterne. Die Bäume verlieren ihre Blätter und gehen vielleicht ein. Das Trinkwasser beginnt uns zu mangeln, die Ernten sind beinahe null, aber wir haben den Krieg. Welche Aussicht! Der Ackerbau geht zu grunde, der Hunger droht, das Elend kann wilde Aufstände ausbrüten, aber — wir werden die Preußen schlagen. *Marlborough s'en vat en guerre!*“

Und als man nun die Preußen nicht schlug, vielmehr bis zum Napoleons-tage in der Mitte August schon eine Reihe von Niederlagen zu verzeichnen hatte, als sich die schlechte Vorbereitung des ganzen Abenteuers, die Verwirrung der Administration, die Unfähigkeit gewisser Behörden mit jeder Stunde mehr herausstellten, als jeder Eindruck ein schmerzlicher und unheilverkündender war, da zürnte sie: „Wir wissen heute, daß wir geschlagen sind, wir werden vielleicht morgen hören, daß wir geschlagen haben, wo bleibt in einem und dem andern Falle das Gute und der Nutzen?“ Als sie jedoch wahrnahm, daß die ersten verlorenen Schlachten hingereicht hatten, um Napoleon den Dritten seines ganzen Ansehens und jeder Autorität zu berauben, so erörterte sie schon am 11. August in einem Briefe an Edmond Planchut: „Wir erfahren heute Abend den Wechsel des Ministeriums, sonst nichts, von dem, was bei der Armee und in Paris vorgeht, nichts! Welche Beklemmung! Diese trübe Erwartung ist schrecklich. Wir werden, wenn Paris es zuläßt, die Orleans haben. Und nach allem ist's vielleicht am besten, sie sogleich zu haben, weil die Nachfolge des Kaiserreichs keine Lebensbedingung für die Republik ist.“

George Sand fühlte nicht, wie verhängnisvoll und wie unwürdig zugleich das Verhalten der Franzosen gegenüber dem kaiserlichen Hause und der Regierung in diesem Augenblicke war. Seit zu langer Zeit galt der Erfolg für die französische Nation als ein Gottesurteil über ihre wechselnden Regierungen, als daß auch die besten und vornehmsten Naturen den Widersinn davon empfunden hätten. Ruhig erzählt George Sand in einem Briefe an Henry Harrisse (Rohant, 13. August): „Ich glaube, daß das Kaisertum verloren und zu Ende ist. Dieselben Menschen, welche beim Plebisit mit Vertrauen dafür abgestimmt haben, würden heute die Absetzung mit Einstimmigkeit beschließen.“ Die Dichterin hat dagegen nichts einzuwenden; an allem, was ihr mit Recht das Herz zerreißt, ist jetzt der Kaiser schuld: an den armen Bäuerinnen, die weinend ihren abmarschirenden Söhnen nachsehen, den heißen Tagen, den schlechten Ernten, es fehlt wenig, daß Napoleon auch verantwortlich ist für die tiefe Müdigkeit, welche sich George Sands bemächtigt hat. Sie findet es natürlich schwer, an einem begonnenen Roman weiterzuarbeiten, Glaubert hat ganz recht, wenn er ihr schreibt, zur Arbeit bedürfe man einer gewissen Fröhlichkeit, und woher die nehmen in so verwünschter Zeit? Noch bewahrt sie die gesunde Einsicht, die sie im Beginn des Krieges bewahrt hatte, soweit, daß sie weiß, „man hat die

Preußen thöricht provoziert," aber schon flößen ihr die heroischen Thaten der Armee von Metz so tiefes Interesse ein, daß sie anfängt, an Siege und Erfolg Bazaines zu glauben. In ihrer nächsten Nähe sieht sie nach wie vor die hilflose Unordnung, welche mit dem guten Willen der Soldaten nichts anzufangen weiß, und die Hospitäler, welche nur für die Verwundeten bestimmt sein sollten, mit Kranken füllt, die den Feind nicht von fern gesehen haben. Am 18. August berichtet sie an Madame Adam in Paris: „Hier ist man wie vor den Kopf geschlagen. Es ist nicht der mindeste Zug vorhanden, sich einzureihen. Die furchtbare Unordnung, welche herrscht, gebiert Mißtrauen, man fürchtet sich nicht, sich zu schlagen, man fürchtet, für nichts verbraucht zu werden, vor Hunger oder Krankheit zu sterben, in dem schauerlichen Durcheinander, von welchem man Zeuge ist. In Bourges und Chateauroux sind seit vierzehn Tagen Truppen aufgehäuft, welche im Freien schlafen und betteln; ohne die Teilnahme der Einwohner, welche die Soldaten unterstützen, würden sie noch viel schlimmer dran sein als im Felde.“ Und mitten in dieser Einsicht hat sie die höhere, daß die Zeit zum Sturze einer Regierung und zur Begründung einer neuen übel gewählt sei: „Kann man eine Regierung herstellen, wenn der Feind vor den Thoren ist?“

Doch alle diese Einsichten zerstäuben, als Paris am 4. September die Kaiserin-Regentin vertreibt und die Republik errichtet. Die Niederlage von Sedan verschwindet fast vor der Genugthuung, daß die Hauptstadt eine Revolution gemacht hat. Sauchzend schreibt George Sand am 5. September an Edmond Blauchut: „Welch großes Ereignis, welch schöner Tag inmitten der Niederlagen! Ich hoffte nicht auf diesen Sieg der Freiheit ohne Widerstand. Paris ist aufgestanden wie ein Mann. Hätte es dies vor zwei Jahren gethan! Wir würden nicht so viele Brave verloren haben. Aber es ist gethan — es lebe Paris!“ Man sieht, wie berauschend der bloße Name der Republik selbst auf die klare, geistvolle Frau wirkte, die im Grunde recht wohl wußte, daß die Republikaner in Frankreich in einer verschwindenden Minderzahl waren. Sie erwartete trotz alledem Wunder vom 4. September, dem Gouvernement de la défense nationale, und genau genommen war die willige Unterordnung ganz Frankreichs unter diese Pariser Regenten von eigener Macht schon einem Wunder gleichzuachten. Aber es bleibt bemerkenswert, wie mächtig die Tradition von 1793 war, wenn selbst eine so klare und wahre Natur wie George Sand des Glaubens lebte, daß die Verkündigung der Republik die „Wiedereroberung des Vaterlandes“ zur unmittelbaren Folge haben werde. Sie „hoffte“ bloß, daß die neue Republik lebensfähig sein werde, aber sie sah nichtsdestoweniger für einen Augenblick eine völlige Wendung der Dinge voraus und zweifelte selbst, ob unter diesen Umständen die Deutschen eine Belagerung von Paris wagen würden. Allerdings genügten wenige Tage, um sie vom Boden der Illusion auf den der Wahrheit zurückzuversetzen. Bereits am 15. Sep-

tember schrieb sie an Madame Adam nach der Hauptstadt mit dem Zweifel, ob der Brief die Adressatin noch vor der Einschließung erreichen werde. Wiederum war alles Trauer und Schmerz für die hochherzige Frau, die sich übrigens auch unter diesen Umständen besonnener und gerechter zeigte als die meisten ihrer Landsleute. Am 13. September schilderte sie die besondre Lage in ihrer Heimatprovinz an Edmond Plauchut und gestand dabei: „Wir sind hier von Banditen und Landstreichern bedroht, welche mehr zu fürchten sind als die deutschen Soldaten. Wir haben einen neuen Präfekten, aber er giebt kein Lebenszeichen, um die seßhaften Nationalgarden zu organisiren und zu bewaffnen.“

Gleichzeitig ward die Gegend von Nohant und das Dorf selbst von einer Blatternepidemie heimgesucht, vor welcher George Sand und ihre Schwiegertochter mit ihren Kindern zuerst nach dem Gute Bouffac in einem andern Winkel des Berry und dann nach La Châtre flüchteten. Sie hatten einen Augenblick davon geträumt, nach dem Süden, nach Nîmes oder Montpellier zu gehen, aber da Maurice Sand, wie es in der Ordnung war, in seiner Heimat zu bleiben und sich zur Verfügung zu halten gedachte, wenn das allgemeine Aufgebot wirklich erfolgte, so mochten ihn die Frauen nicht verlassen. Sie waren mutig, aber der flüchtige Enthusiasmus des September verflog völlig vor der grausamen Wirklichkeit. Am 11. Oktober schrieb George Sand aus La Châtre an Gustave Flaubert: „Wir sind in die nächste Nähe unsers verlassenem Herdes zurückgekehrt und erwarten die Ereignisse. Alles sagen, was für die Befestigung der Republik im Schooße unsrer Provinzen gefährlich und beunruhigend ist, würde höchst unnütz sein! Es gilt sich keine Illusionen zu machen: man setzt alles für alles ein, und das Ende wird vielleicht der Orleanismus werden. Aber wir sind so in der Gewalt des Unvorhergesehenen, daß es mir kindisch erscheint, Voraussichten haben zu wollen; die Aufgabe ist, der nächsten Niederlage zu entgehen. . . . Wir sagen nicht, daß dies unmöglich sei, wir glauben es nicht. Wir verzweifeln nicht an Frankreich! Es unterwirft sich einer Buße seines Wahnsinns, es wird wiedergeboren werden, was auch geschehe. Wir werden vielleicht darüber hinweggerafft. Sterben an einer Brustentzündung oder von einer Kugel ist immer sterben. Sterben wir, ohne unser Geschlecht zu verwünschen!“ Dem Prinzen Napoleon gegenüber, dem sie im November und Dezember ein paar charakteristische Briefe schrieb, nahm sie freilich die Miene an, ihn zu beglückwünschen, daß er jetzt seine persönliche Sache und Anschauung von der Sache und Anschauung der kaiserlichen Dynastie trennen könne, betonte ihre republikanischen Hoffnungen und verteidigte Gambetta und seine Diktatur. Wie sie in Wahrheit über letztere schon zu dieser Zeit dachte, sollte wenige Wochen später zu tage treten, einstweilen vergegenwärtigten ihre Briefe charakteristisch das Elend und die Bedrängnis, welchen nun auch die Landschaften des mittleren Frankreichs ausgesetzt waren. Die Erwartungen, die man an die Zurückdrängung der

Deutschen aus Orleans und die kurze Vorwärtsbewegung der französischen Voirearmee geknüpft hatte, machten bald ersten Sorgen über die erneuten Siege der Heerteile Prinz Friedrich Karls, des Großherzogs von Mecklenburg und des bairischen Generals von der Tann Platz. Am 4. Dezember ward Orleans zum zweitenmale erobert, am 13. Dezember Blois von den Deutschen besetzt, damit rückte der Krieg George Sands Heimat und dem Gute, auf dem sie mit den Ihren in banger Erwartung saß, immer näher. Dem überheißen Sommer war ein für Zentralfrankreich überaus harter Winter gefolgt. „Man erstarrt am Kamin. Und wenn man an Euch denkt, ist man tief niedergeschlagen, man wirft sich das Brot vor, das man isst, und das Holz, das man verbrennt,“ schrieb George Sand am 7. Dezember an ihren jungen Neffen Edme Simonnet, der in Nevers unter den „Moblots“ einexerziert wurde. Am 12. Januar berichtete sie dem jungen Leutnant: „Wir haben hier einen Fuß hoch Schnee, und man zittert vor Frost im Bett.“ An Edmond Planchut in Paris richtete sie unterm 29. Dezember einen Brief, der wahrscheinlich mit der Taubenpost die Hauptstadt erreichte: „Wir haben einen traurigen Weihnachtstag verlebt und der Neujahrstag wird nicht minder traurig sein. Der kleine Edme und Antoine sind abgereist, mobilisiert. Henri, unser junger Gärtner, ist Sergeantmajor. Maurice wollte auch gehen, hat aber doch eingesehen, daß er nicht eine junge Frau, eine alte Mutter und zwei kleine Kinder angesichts einer drohenden Invasion völlig allein lassen kann. Die Familien sind in der Obhut Gottes gelassen, keine Männer, keine Flinten, keine Pferde. Man hat alles requiriert. Ich sage nicht, daß das nicht sein muß, aber man darf nun auch diejenigen nicht Feige nennen, welche ihren Herd nicht verteidigen können. Wenn der Feind kommt, werden wir uns entfernen.“ Daß diese Entfernung, falls sie notwendig geworden wäre, keine leichte gewesen sein würde, geht zuerst aus einem beweglichen Schreiben der Dichterin an den Justizminister Adolphe Crémieux in Bordeaux (die „Delegation“ der in Paris blokirten Regierung war seit Anfang Dezember von Tours nach Bordeaux übergesiedelt) vom 28. Dezember 1870 hervor. George Sand erhebt hier einen förmlichen Protest gegen ein drakonisches Gesetz, welches alle Pferde, die nicht direkt zur Arbeit, zum Lebensunterhalte ihres Besitzers gebraucht würden, für requisitionsfähig erklärt hatte. „Euer Dekret, nach dem Buchstaben genommen von den Remonteeoffizieren, muß eine tiefe Bestürzung hervorrufen. Was uns persönlich anbetrifft, so haben wir in unsrer ganzen Gutsverwaltung nichts als zwei Stuten, und da wir auf dem Lande ganz isolirt leben, was sollen wir thun, wenn man sie uns wegnimmt? Mir wäre es recht, wenn man mich vom Leben befreite, aber soll ich meine Schwiegertochter und meine beiden kleinen Enkel den Beleidigungen und Grausamkeiten des Feindes aussetzen? Wir haben einen alten Wagen und zwei arme Tiere, es würde uns vollständig unmöglich sein, sie zu ersetzen, schon in gewöhnlichen Zeiten würde das schwer genug halten. Wir

zählten auf dies Hilfsmittel, um die Familie im Fall der Invasion retten zu können, weil die Eisenbahnen unzugänglich sind, und die Personenbeförderungswagen, welche Privatunternehmungen sind, ihren Dienst einstellen, da man ihnen ihre Pferde nimmt. Hundert Familien sind mit uns in gleichem Falle.“ Es scheint, daß dieser Protest Berücksichtigung fand, wenigstens äußerte George Sand am 8. Januar 1871 in einem Briefe an Charles Poncey zu Toulon: „Wir sind noch immer in Rohant, belagert durch die Kälte, den Schnee und die Unmöglichkeit zu reisen, da die Eisenbahnen nur noch für den Dienst der Armee funktionieren. Wenn der Feind, der uns schon einigemal bedroht hat, in der That zu uns kommt, so werden wir gezwungen sein, in kleinen Tagereisen wegzugehen. Das wird hart für unsre Kinder in dieser Jahreszeit sein und Gott weiß, ob die Straßen für Wagen in Stand sind.“

Man fühlt diesen späteren Briefen aus der Kriegszeit an, wie der Einzelne nach und nach immer tiefer in die Mitleidenschaft der allgemeinen Not gezogen ward. Dazu geht aus der ganzen Korrespondenz deutlich hervor, in welcher Ungewißheit über den eigentlichen Stand der Dinge die Bevölkerung der mittleren Departements hinlebte. Noch zur Zeit, als alle französischen neuorganisirten Armeen mehr als einmal entscheidend geschlagen waren, setzten George Sand und die Ihrigen Hoffnungen auf Chanzay, erwarteten vom Westen her einen plötzlichen Umschwung des Kriegsglücks und glaubten, daß der heldenmütige Widerstand von Paris ins Endlose ausgedehnt werden könne.

Sedenfalls gehörte George Sand zu denjenigen, für welche die Kapitulation von Paris und der mit dieser verbundene Waffenstillstand den Blitzstrahl abgab, der alles erhellte, und das Signal, sich offen über Dinge zu äußern, über welche sie bisher aus Patriotismus geschwiegen hatte. Zuerst wallt ihr warmes, schönes Mitgefühl an den Leiden anderer auf. Am 29. Januar bringt ihr der Unterpräfekt von La Châtre die Kunde, daß vor Paris der letzte Schuß gefallen sei. Sie ist eben dabei, einen Brief ihres Pariser Freundes Henry Harrisse zu beantworten. „O mein Gott, teurer Freund, eben teilt mir der Unterpräfekt von La Châtre die Kunde vom Waffenstillstand mit. Ich weiß nicht, ob das der Friede ist, weiß nicht, welche Zukunft, welche innern Kämpfe, welche neuen Niederlagen uns noch bedrohen, aber man bombardirt euch nicht mehr, man tötet nicht mehr die Kinder in den Straßen, aber die Verwüstung und Verheerung sind unterbrochen, man wird die Verwundeten verbinden, die Kranken pflegen können. Das ist ein Ruhepunkt in den unerträglichen Leiden. Ich atme auf, meine Kinder wie ich, wir umarmen euch weinend. Weg mit der Politik, weg mit diesem wilden Heroismus der Partei von Bordeaux, welche uns zur Verzweiflung herabbringen möchte, und welche ihre Unfähigkeit hinter einem fanatischen eiteln Phrasentum versteckt, jedes Mitleids bar. Wie fühlt man, daß Jules Favre eine andre Natur, ein andres Herz hat. Ich bin seit drei Monaten in heftiger Erbitterung gegen diese abscheuliche Theorie, daß man

Frankreich mißhandeln müsse, um es zu erwecken. Glaubt das nicht. Ihr wißt zu Paris nichts von der Art, wie Frankreich regiert worden ist. Welche Dinge werde ich euch zu sagen haben. Kommt, kommt schnell, so bald ihr Paris verlassen könnt!" Im Ton gesteigerter Entrüstung verurteilt sie aufs schärfste „die Schamlosigkeit, zu sagen, daß der Krieg kaum ernsthaft begonnen habe. Wie viel arme Kinder hat man seit drei Monaten dem Frost, dem Elend, dem Hunger, dem Mangel an Kleidern, den unmöglichen Lagerstätten, der Krankheit, dem Mangel an allem, der Fahrlässigkeit der Führer, der Unfähigkeit der Generale geopfert, und das heißt ein Versuch! In drei Monaten hat man nichts zu machen gewußt als unnütze Ausgaben, Verbrauch von Menschen und Hilfsmitteln aller Art!" Sie scheut sich nicht, in dem als möglich vorausgesetzten Kampfe zwischen der friedlich gestimmten Regierung in Paris und zwischen Gambetta von vornherein auf die Seite der erstern zu treten, und sie macht ihrem gepreßten Herzen in dem Ausrufe gegen Gambetta Luft: „Ach, dieser unselige Großsprecher hat die Republik getötet.“

Nach allen Schicksalsfällen und Schmerzen der letzten Monate ist Friede George Sands Lösung. Sie erscheint zurückgekehrt zu der Auffassung, welche sie beim Beginn des unheilvollen Halbjahrs ausgesprochen und bethätigt hatte, sie tröstet ihre Pariser Freunde über die Kapitulation: „Ihr habt alle eure Schuldigkeit gethan, und die ganze Welt, selbst die Nation, welche gegen euch gekämpft hat, zollt euch Ehre und Gerechtigkeit. Das Unglück besudelt nicht, und liegt Frankreich im Blut, so liegt es doch nicht im Rot. . . . Jetzt muß man Frieden machen, den bestmöglichen zustande bringen, aber sich nicht auf den Krieg aus Wut und zur Rache für unser Unglück versteifen.“ Und während die gesündere und klarere Auffassung der Dichterin im Juli 1870 eine isolirte blieb, war sie diesmal nur der Ausdruck der Empfindung von Millionen Franzosen. Die Briefe, welche George Sand weiterhin bis zum völligen Abschluß des Friedens und während der entsetzlichen Kommune-Episode schreibt, sind nicht minder interessant und charakteristisch, für die Briefstellerin wie für die Zeit, als die mitgeteilten; doch es würde zu weit führen, der geistvollen Frau auch weiterhin durch alle Wechsel ihrer Erlebnisse und Stimmungen zu folgen. Das Mitgeteilte ist jedenfalls ein interessanter Beitrag zur innern Geschichte Frankreichs während des großen deutsch-französischen Krieges.

